

RENATE LUNZER, Triest. Eine italienisch-österreichische Dialektik. Klagenfurt/Celovec, Wien u. a. (Wieser) 2002, 571 S.

Obwohl seit Jahrzehnten Gegenstand intensiver Debatten, in die renommierte literarisch-publizistische Stimmen wie Giorgio Voghera, Ferruccio Fölkel, Arnaldo Bressan oder Claudio Magris, Historiker wie Ernesto Sestan, Elio Apih oder Angelo Ara, Italianisten und Komparatisten wie Cristina Benussi, Giuseppe A. Camerino, Elvio Guagnini, Bruno Maier, Ernestina Pellegrini oder Paolo Chiarini ihre Analysen und Positionen eingebracht haben, scheint der als eigenständiges Korpus lange Zeit umstrittene Komplex ‚Triestiner Literatur/Kultur‘ nach wie vor ein spannendes und offenes Forschungsfeld abzugeben. Die möglichen Standpunkte, möchte man meinen, sind bereits offengelegt, die wichtigsten Textzeugen unter vielfältigen ästhetisch-methodischen Blickwinkeln sowie kulturwissenschaftlichen Aspekten beforscht worden, zumindest auf italienischer Seite: elegant, zugespitzt, dokumentarisch, mythenstiftend und selbige dekonstruierend. Insofern überrascht es, mit einem umfänglichen neuen Band konfrontiert zu werden, der sich imposant neben den eher filigranen Essays bzw. Studien der zuvor Genannten ausnimmt. Das ergibt sich u. a. daraus, dass die Studie neben den italienischen auch disparat vorliegende deutschsprachige Beiträge und Ansätze, darunter nicht wenige der Verf. selbst, zusammenzuführen und in einen adäquaten Kontext zu stellen sucht. Ferner ist sie als Ergebnis eines mehrjährigen FWF-Projekts mit anschließender Habilitationsschrift zu sehen sowie als Reverenzbezeugung der Komplexität des untersuchten Raumes gegenüber, jener ‚verdammten Stadt‘ (Fölkel) und ihrer kompliziert dialektischen wie widerständigen Galerie von Schriftstellern und Intellektuellen seit der Jahrhundertwende bis herauf zu Claudio Magris, seinem ›Habsburgischen Mythos‹ und dessen Wirkung und Bedeutung für die neuere österreichische Literatur und Literaturgeschichtsschreibung.

Die Studie gliedert sich in vier Abschnitte, denen eine Einleitung voran- und ein Brief Slatapers nachgestellt ist. Im Unterschied zu gängigen Triest-Annäherungen kommen gleich zu Beginn jene Stimmen zu Wort, die allzu oft im Schatten der beiden großen Ikonen Italo Svevo und Umberto Saba stehen: Scipio Slataper (1888–1915), das anarcho-pathetische Genie, dem wir neben dem avantgardistischen Romanmanifest ›Il mio Carso‹ (1912, dt. 1988) einige der treffendsten und provokantesten Charakterisierungen der mehrfach zerrissenen Seele jener Stadt verdanken, und Angelo Vivante (1869–1915), der Exponent einer operativen Geschichtskritik, dessen Standardwerk ›Irredentismo adriatico‹ (1912, bislang keine deutsche Ausgabe) visionär nahezu alle Konfliktszenarien, vor allem jene zwischen Italienern und Slawen, vorausanalysiert, ihr selbstzerstörerisches Aufgehen in einen Hurra-Faschismus gehaut, und der gewissermaßen *in extremis* anstelle der Parteinahme den Freitod gewählt hat. Bereits diese Akzentsetzung deutet einen ganz spezifischen komparatistischen Blickwinkel und Textbegriff an: Zum einen werden vermeintlich

¹⁰⁾ Vgl. BACHMANN, Wir müssen wahre Sätze finden (zit. Anm. 3), S. 80.

minore Textzeugen bzw. -zeugnisse als den kanonisierten gleichwertige zur Seite gestellt, zum anderen wird der die Triester Kultur kennzeichnende Aspekt der fließenden Übergänge zwischen essayistischer Kritik und Literatur, etwa bei Slataper, Voghera oder Magris ebenso anerkannt wie die Relevanz programmatischer historisch-ideologischer Reflexion für parallel entstandene literarische Texte. Vor diesem Hintergrund werden so zentrale zeitgenössische Ansätze und Debatten wie jene über den – heute eher kurios wenn nicht abstrus erscheinenden – Irredentismus und seiner ästhetisierten Patina in ihren Voraussetzungen und Zielrichtungen erst einigermaßen verständlich und zugänglich. Ein bedeutender Teil der Triestiner Literatur und ihres spezifischen *Moderne*-Diskurses bis in die Gegenwart ist u. a. nicht nur thematisch, sondern auch formal dieser besonderen Dialektik verpflichtet, selbst dort, wo in kritischen Abwendungen vom politischen Irredentismus deutlichste Exponierungen vorliegen.

Zu den paradoxen Entwicklungen seit den 20er-Jahren zählt nämlich der Umstand, dass die schärfsten Kritiker des alten Österreich, selbstbewusste „Deserteure“ im Jahr 1915 ihrem Selbstverständnis nach, zwar nicht zu dessen Apologeten mutierten, aber in einem schmerzhaften Prozess ihre frühen Optionen einer kritischen Reflexion und partiellen Revision unterzogen haben. Sichtbar wurde dies zunächst in einer bemerkenswerten Frontstellung zum italienischen Faschismus, der alsbald als Perversion der irredentistischen Erwartungen (rationale staatliche Organisationsform auf demokratischer und republikanischer Grundlage) aufgefasst und verworfen wurde. Ihm gegenüber gewann die Kontur des alten *Kakanien* im Sinn der Möglichkeitsidee Musils (als trotz alledem erträgliche Verwaltung aufgrund ihrer kulturellen Toleranz) an Gewicht. Dass sich hier ein Bewusstsein der Exponiertheit wie der Avantgarde herausbildete, liegt auf der Hand: Polyphone Identität und Grenz-Erfahrung, Diversität und Interkulturalität avancierten zu leidenschaftlich diskutierten Kategorien und Angelpunkten der bis heute andauernden Versuche einer Positionierung der *triestinità* gegen den jeweils dominanten National-Kultur-Diskurs, wie auch gegen kleingeistige regionalistische Festschreibungen.

Im zweiten Teil ihrer Studie werden die Protagonisten jenes widerständigen Denkens und Schreibens vorgestellt, beginnend mit Biagio Marin (1891–1985), der die vielleicht innovativste Dialektpoesie Italiens nach 1945 mit einer spezifischen, „aufs äußerste gesteigerte[n] Sensualität“ (70) vorgelegt hat, eine Sensualität voll „tensione generatrice“ (Pasolini), die Marin einen eigenständigen Platz in der modernen Lyrik, aber auch im Hinblick auf die Reflexion der Voraussetzungen poetischen und kulturellen Sprechens sichert. Ihm lässt Lunzer Ervino Pocar, den „Großmeister“ der literarischen Übersetzung (mit rund 80.000 übersetzten Seiten aus der deutschsprachigen Literatur!), folgen sowie den moralisch-literarischen Verwalter jener Aufbruchsgeneration um 1910/20, d. h. Giani Stuparich (1891–1961). Nach einem vergleichenden Exkurs über die Schulgesetze vor und die Schulpraxis nach 1918 wendet sie sich zwei Autoren zu, die trotz vielfältiger Beziehungen zur österreichischen Literatur bislang kaum wahrgenommen worden sind.

Mit Alberto Spaini, der sich in Wien wie in Berlin, aber auch in Südfrankreich souverän bewegt hat, kommt ein an Romanfiguren Svevos erinnernder Typus des Flaneurs ins Spiel. Kaum achtzehnjährig hatte er die Herausforderung einer ›Wilhelm Meister‹-Übersetzung angenommen und bestanden, wechselte allerdings nach einer Begegnung mit Felice Bauer zu Kafka und darf als Begründer der italienischen Kafka-Forschung und Rezeption angesehen werden. Hochinteressant auch Enrico Rocca: einerseits Mitbegründer der *fasci* in Rom, andererseits Wegbereiter des Habsburgischen Mythos, Cousin des Philosophen C. Michelstädter, Freund Stefan Zweigs und ihm im Suizid nachfolgend, verkörpert er geradezu exemplarisch das Trauma seiner Generation, d. h. den jähen Absturz in eine mehrfache Exterritorialität.

Den Phänotyp des mazzinianisch-aktivistischen Irredentisten innerhalb jener Generation der jungen, meist zweisprachig aufgewachsenen Intellektuellen hat, darüber herrscht weitgehend Konsens, wesentlich der aus Grado stammende Biagio Marin mitbegründet und vorgelebt. Vor

1914 sowohl von der Agonie der Habsburgermonarchie als auch vom idealistischen, ja militanten Pathos der Florentiner *Voce*-Generation (die wesentlich von Triestiner mitgeprägt war) und von der im Grunde als bedrohlich und zugleich verwandt empfundenen slawischen Emanzipation (die u. a. in Prag studiert wurde) merkwürdig angezogen, glaubten sie 1915 in Italien nicht nur die nationale Vollendung ihrer Vorstellungen, sondern – fälschlich, wie gerade sie alsbald diagnostizieren sollten – eine europäisch-dynamische, demokratisch-dialogische Zukunft erkennen zu können. Just die Kriegserfahrung, traumatisch im Hinblick auf den rücksichtslos-zynischen Verschleiß von „Menschenmaterial“ am Isonzo, ließ bei Marin wie einigen anderen Triestiner Zweifel über die Sinnhaftigkeit ihrer Opferbereitschaft aufkommen und sollte ihre literarisch-publizistische Produktion maßgeblich prägen. Auch die betont zentralistische Okkupation ihrer differenzierten julisch-venetischen Landschaften zwischen Görz und Triest und die darauf folgende faschistische Arroganz und Repression jeder autonomistischen Regung oder auch nur Erinnerung an eine eigenständige Tradition, hierbei das Slawo-Austriakische wieder entdeckend, konnte nicht anders als in einen (intellektuellen) Bruch mit der Kapitale – diesmal eben Rom – münden. Der vom Philosophen und Minister B. Croce geförderte Marin kündigte mehrfach aus Protest gegen die faschistische Personalpolitik seine jeweilige Schulstelle, ließ sich nur mit sanfter Gewalt zu einem Arrangement mit dem System überreden, um dann 1937 als Direktor der Bäder von Grado wegen antifaschistischer Agitation entlassen zu werden. Als „im Exil unter den Italienern“, so in einem Brief an G. Ungaretti, wird er diese Zeit im Rückblick fortan verbuchen. Bereits 1943 im Widerstand spielte Marin 1945 kurzzeitig eine führende Rolle im (politisch freilich leichtgewichtigen) liberal-demokratischen Lager. Aus dieser Zeit datiert u. a. ein Vorschlag zur Errichtung eines autonomen Staates Julisch-Venetien auf der Basis nationaler Gleichberechtigung von Slowenen und Italienern, obwohl Marin vom Feindbild der slawischen Bedrohung im Grunde nie richtig wegkommen konnte (106). Die ebenfalls als enttäuschend empfundene zweite Nachkriegserfahrung (zu geringes Gewicht der Peripherie gegen neuerliche Dominanz zentralistischer Bürokratie) verstärkte in Marin ein Entfremdungsgefühl, welches in Briefen an Prezzolini oder Ungaretti in den 50er-Jahren Niederschlag fand und seine Hinwendung zur Poesie – bewusst von einem kleinräumigen Sprach-Kosmos ausgehend, ja auf ihn setzend – definitiv herbeiführten.

Eine im Ansatz verwandte Enttäuschung hat auch Pocar nachhaltig geprägt. Während des Ersten Weltkrieges war er wie zahlreiche andere Triestiner Familien in Graz konfiniert, nützte dies aber dazu, um nach Kontaktnahme mit H. von Hofmannsthal seine in Relation zur irredentistischen Utopie geradezu gegenläufige kompensatorische Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit zu beginnen und sich bereits in den frühen 20er-Jahren als intellektueller Gegner des Faschismus in Görz zu profilieren. So z. B. weigerte er sich standhaft, seinen Namen zu italianisieren. Und schließlich ist da der Fall Stuparich, den Lunzer mit Präzision und spürbarer Zuneigung aufrollt: die idealistische frühe Risorgimento-Begeisterung, das Studium der Nationalitätenfrage in Prag mit einbekannter Sympathie für das *Brünner Programm* der Sozialdemokratie sowie mit jenen tschechischen Reformideen, aus welchen – so in ›La nazione ceca‹ (1915) – ein wenig die Hoffnung durchscheine, Österreich könnte vielleicht zur „Inkubationsstätte für ein europäisches Bewusstsein“ (153) werden, die nachfolgende fatale Opferbereitschaft, die Stilisierung des Krieges zum Stahlgewitter-Bad und die Internierung nach der Gefangennahme in Mauthausen (!) im Jahr 1916. Auf den Tod des begabten Bruders Giani und des Freundes Slataper reagierte er mit einer depressiven Krise, die nur dadurch überwindbar schien, dass er sich zur Instanz ihrer beider Vermächnisse deklarierte, wie seine Slataper-Biographie, mehrere Briefeditionen und die ›Gespräche mit dem Bruder (1925)‹ dokumentieren. Und der antiheroische, als defaitistisch denunzierte, weil die „Korrosion der patriotischen Ideale“ (202) freilegende Heimkehrerroman ›Ritorneranno‹ (1941) ist gewissermaßen als moderne Summe dieser Krisen und Funktionalisierungen zu sehen.

Eine besondere Tragik weist auch der Fall Rocca auf: die Wandlung vom Irredentisten über eine kurze Verirrung in den frühen Faschismus zum überzeugten Antifaschisten seit 1922 (!), der zeit seines Lebens mehrfach seine konzeptuelle Heimat verlor: zuletzt 1938 doppelt durch die Rassegesetze, die ihn zur inneren Emigration zwangen und seiner Vermittlungsarbeit aus der deutschsprachigen Literatur mit österreichischem Horizont (Kafka, Roth und Zweig waren ‚seine‘ Autoren) den Boden unter den Füßen entzog.

Der dritte Teil präsentiert uns die so genannten „Endekavaliere“, d. h. die seit den späten 20er-Jahren, den „Jahren der Psychoanalyse“ (Edoardo Weiss, der Vermittler Freuds nach Triest), parallel zu den Großen (wie Saba und Svevo) sich formierende Gruppe, die noch deutlicher als je zuvor auf die „jüdisch-österreichisch-slawische Mischkultur“ (305) reflektierte und somit gegen die zentristisch-uniforme faschistische, aber auch postfaschistische Ästhetik Italiens neue Aspekte in die Diskussion über die „Zwei-Seelen-Theorie“ einbrachte: Bobi Bazlen, zutreffend und liebevoll als „literarischer Spürhund“ markiert, der Mitbegründer und wichtigste Konsulent des Verlags Adelphi, eröffnet dieses Spektrum. Ihm folgen Giorgio und Guido Voghera, welche über den umrätselsten autoreflexiven Text ›Il segreto‹ Triestiner Schienen zu Freud und Weininger gelegt haben, weiters Carolus L. Cergoly, der enigmatische Flaneur zwischen den Kulturen, Sprachen und Ideologien, dessen ›Kaiserkomplex‹-Buch zwar zu Recht als Intarsienspiel, als „tostlose Inaktualität“ (405) bewertet wird, dessen Lyrik, v. a. der Band ›Latitudine Nord‹ (1980), jedoch zu den interessantesten und anregendsten plurilingualen Leistungen auf dem Gebiet der Lyrik aus Triest nach Saba zu rechnen ist. Komplettiert wird dieses Spektrum durch das Duo Lino Carpinteri & Mariano Faraguna, Verfasser von nostalgieverdächtigen und trotz sarkastischer Grundierung stereotypenlastiger Bestseller wie ›L’Austria era un paese ordinato‹ (1982; ›Österreich war ein ordentliches Land‹) sowie Ferruccio Fölkel. Letzterer war neben Voghera wohl die scharfsinnigste Stimme auf dem Feld jener mehrfach aufgesplitterten Identität und Exponent der Anstrengung, sich – einmal dialektal-experimentell, einmal mit Blick auf das Florentinische Zentrum, dann wieder nach Norden (Psychoanalyse, Mitteleuropa, Ostjudentum) – eine Triestiner Kultur nach deren Niedergänge von 1918ff. neu zu erarbeiten, radikaler und konsequenter als dies etwa bei Claudio Magris erfolgt. Radikal nicht zuletzt deshalb, weil Fölkel neben Cergoly als erster und einziger die „enorme Schuld“ den slowenischen Stimmen (Kosovel, Rebula, Pahor) gegenüber erkannt und diesen in seinem ›Racconto del 5744‹ (›Erzählung vom Jahr 5744‹) Raum und Resonanz gegeben hat. Schonungslos gegen sich selbst und seine Generation hat er schließlich die *Conditio des Exilis* wie deren Kehrseite, d. h. die Kollaboration, als Triester Grunderfahrungen seit dem Faschismus angesprochen sowie die Schande des KZ von San Sabba aufgearbeitet. Hier hätte sich ein Exkurs über Boris Pahor angeboten und zwar über den grandiosen Widerstands-, Überlebens- und Erinnerungsroman ›Nekropolis‹ (1967, dt. 2001, 2. Aufl. 2003), der die besondere Dialektik, die Lunzer im Auge hat, eigentlich notwendigerweise ergänzt.

Den Ausklang der Studie bildet im vierten Abschnitt eine Hommage auf Magris’ Schrift über den ›Habsburgischen Mythos‹ (1963) in einer „Gegenlicht“-Perspektive, d. h. nachfragend, inwiefern Magris hier nicht nur als stimulierender Mythenschöpfer und Mythenstürzer (F. Bondy), sondern auch als Erbe der irredentistischen Generation aufgetreten und jener epochale Text aus der „Besonderheit von Triest“ (453) heraus mit entstanden sei, wie er selbst mehrfach betonte und sich in der spontanen Reaktion von Seiten Marins bestärkt fand. Das erstaunliche wie verdiente Echo führte trotz einzelner „fruchtbarer Missverständnisse“ zu einer sehr erfolgreichen, bis in die jüngste Gegenwart währende Rezeptionsgeschichte, wie Lunzer am Beispiel einer expliziten Gegenschrift, Menasses ›Sozialpartnerschaftliche Ästhetik‹, darlegt. Die Mythos-Studie wird aber auch als Ausgangspunkt des späteren literarischen Werks gesehen, als Realisierung dessen, was Magris dort und in anderen Essays der neueren österreichischen Literatur abgefordert hatte: eine mitteleuropäische Oikumene (499ff.), die – durchdrungen vom weiträumigen wie vom

subversiv-avantgardistischen Atem einer Ahnenreihe seit Musil, Roth, Urzidil und Fritsch – in ›Danubio‹ (1986) eine kongeniale Umsetzung erfahren hätte.

Wer sich in Hinkunft mit Triest *und* Österreich beschäftigen will, wird an dieser Studie nicht vorbeikommen. Ungeachtet mancher Texte/Autoren, die einschlägig und interessant wären und deren Absenz man im Schlussteil bedauert (z. B. H. Raimund oder H. Spiel für die österreichische, einige jüngere AutorInnen für die italienisch-slowenische Seite, vgl. Anm. 1), kann sie fraglos als das bislang kenntnisreichste Werk über den Gegenstand angesehen werden. Gerade das Autorenspektrum unterscheidet sich wohltuend und richtungsweisend von der bislang geübten Praxis, Triest auf wenige Repräsentanten festschreiben zu wollen. Stilistisch-sprachliche Präzision und methodische Kohärenz zählen schließlich ebenso zu den Stärken der Arbeit wie die Umsicht, mit der Renate Lunzer ihre Autoren vorstellt und ihr Anliegen vertritt.

Primus-Heinz Kucher (Klagenfurt)